

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 266.

Montag, 12. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(2. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

Auf der halbdunklen Bühne blieb Fritz stehen. Wie trostlos mutete der Raum an, wenn ihm der Glanz der Beleuchtung fehlte.

Hinter den Kulissen Staub und Ode!

Der Zuschauerraum ein finster gähnender Rachen! Und wieder wollte so etwas wie Verzagen in ihm aufsteigen.

Da leuchtete im Orchester eine Glühbirne auf, und der Kopf eines Herrn wurde sichtbar, der den Blick prüfend nach oben sandte.

Nun klappte auch der Klavierdeckel hoch, und einige Läufer huschten gespenstisch durch den Riesentraum.

„Sind Sie Herr Sendrezki?“

Die Stimme klang freundlich und sympathisch.

Fritz verneigte sich und bejahte.

„Murnau! Ich soll Sie begleiten! Darf ich um Ihre Noten bitten!“

Es war halb fünf Uhr. Man konnte also noch eine gute Weile proben, bis Adolfs erschien.

Die ganze Art und Weise, wie Herr Murnau, ein Mann in den Dreißigern, Sendrezki begegnete, berührte angenehm.

Still und sachlich machte er auf falsches Einsehen oder nicht Innehalten des Tempos aufmerksam.

„Es muß alles auf die Sekunde klappen. Ihre Stimme ist rein und gut. Beinahe zu schade fürs Varieté, aber man ist auch bei uns anspruchsvoll geworden. — Nun müssen wir feststellen, wie lange Sie gebrauchen, um die Kostüme zu wechseln. Das Orchester füllt die Pausen durch Zwischenmusik aus. — Ah, da kommt Frau Krug, die Garderobiere. Die hilft Ihnen die Sachen überwerfen, denn jeder Augenblick ist kostbar. Langeweile darf im Zuschauerraum nicht aufkommen.“

Um fünf Uhr war die Bühne erleuchtet, der geeignete Hintergrund gewählt, und alles war bereit.

Adolfs ließ nicht lange auf sich warten.

Während Sendrezki mit schlagendem Herzen zwischen den Kulissen stand, erschien der Direktor, und — Frau Wilhelmine begleitete ihn.

„Wo ist der junge Künstler? Er soll mir vorher sagen, was ich zu sehen kriege. Man kann dann besser folgen.“

Fritz wurde geholt.

Und dann gab er eine knappe Übersicht seines Könnens.

Zuerst trat er als junger Mann auf und präsentierte sich mit einem kurzen Begrüßungslied dem Publikum.

Evass Gang durch die Jahrhunderte folgte.

Sendrezki wollte in acht verschiedenen Kostümen erscheinen und dazu die entsprechenden Lieder singen.

Adolfs nickte mit hängender Unterlippe.

„Na — ja! Schön! Das klingt ganz nett! Nu aber mal die Praxis!“

Zusammen mit der Gattin stieg er ins Parkett und nahm gleich hinter dem Klavierspieler Platz.

Die Vorstellung begann.

Fritz sprang als junger Mann in Biedermeierkleidung auf die Bühne und stellte sich vor.

Frau Mine blickte durch das Lognon und lächelte. Ein zudringliches Kerlchen! Man konnte verrückt werden, wenn man diese Augen sah.

Unwillkürlich schielte sie zu dem Gatten, der zwei Stühle von ihr entfernt im Sessel lehnte, die Zigarre im Mundwinkel hängend.

Frau Adolfs wurde fast schlecht, wenn sie einen Vergleich zog.

Murnau begleitete. Es klappte.

Dann verschwand Sendrezki, um eine Minute später im altgriechischen Kostüm zu singen und zu tanzen.

Die Anmut der Darstellung war bewundernswert. Auch die Mezzosopranstimme ließ auf gute Schulung schließen.

Das Bild verschwand. Ein mittelalterlicher Minnesänger im Kostüm knabenhafter Pagen schob sich ein.

Die Leier im Arm sang er ein Lied von Liebe und Leid.

Unruhig rutschte Frau Adolfs auf ihrem Sitz hin und her.

Diese Sache griff ihr direkt ans Herz, und als Fritz wieder abgetreten war, tönte ein lautes Klatschen durch den Raum.

Es war das erste Zeichen des Beifalls, dem sich dann der Direktor, wenn auch in gedämpfter Form, anschloß.

„Er ist reizend!“ sagte die Direktorin, und Adolfs brummte etwas vor sich hin.

Gewiß, die Sache da oben war nicht schlecht! Aber so blödsinnig durfte man sich nicht anstellen, frühzeitig zu loben! Erst eine kleine Gage herausdrücken, dann war es mit der Anerkennung noch früh genug.

Und Bild folgte auf Bild.

Die Entwicklung der Kostüme bis auf unsere Zeit.

Nur einmal klappte es nicht. Da entstand eine Pause, weil im Rotokolleid eine Schnur gerissen war.

Die ganze Vorstellung dauerte fast eine halbe Stunde.

Eine außerordentliche Leistung! Vielleicht etwas zu lang, wenn es sich um eine Füllnummer handelte. Aber — wer konnte es wissen, vielleicht wurde diese Sache zur Attraktion, dann brauchte man nicht zu kürzen!

Als Adolfs auf die Bühne gehen wollte, hielt ihn die Gattin fest.

„Einen Augenblick, Theodor! Du wirst ihn doch nehmen, nicht wahr? Ich bin geradezu begeistert. So etwas unverfälscht. Natürliches! Ein reizender Mensch —!“

Der Direktor betrachtete erstaunt Mines gerötetes Antlitz.

„Du bist ja ganz echauffiert! Bis ich den Kontrakt gemacht habe, hältst du gefälligst den Mund!“

Und bissig setzte er hinzu: „Nachher kannst du ihn meinetwegen abküssen, den dummen Jungen!“

Aber — Theodor!

Frau Adolfs fuhr sich mit der Puderquaste über das Gesicht.

„Du wirst doch auf den Künstler nicht eifersüchtig sein. Mein Gott, ich bin doch eine Frau in reiferen Jahren —“

„Dann gerade macht ihr den meisten Blödsinn —“, argumentierte der Direktor und kletterte zur Bühne hinauf.

Indessen stand Herr Murnau im Umkleideraum neben Sendrezki, der bereits sein Straßenkostüm angelegt hatte.

Hastig flüsterte er: „Man ist begeistert von Ihnen. Lassen Sie sich nicht einschüchtern, wenn der Alte mäfelt. Das tut er immer, um möglichst wenig zu zahlen. Er nimmt Sie bestimmt.“

Als Fritz auf die Bühne kam, sah er sich dem Direktor gegenüber. Nicht hinter ihm stand Frau Mine zusammen mit dem Direktionssekretär. Adolfs zeigte eine bemerkenswerte Zurückhaltung.

Er nickte zunächst nur gnädig und stellte die Frage: „Wer hat Ihnen das einstudiert?“

„Der Oberregisseur vom Lobe-Theater in Breslau, Herr Direktor!“

„Hm! Na — ich will nicht leugnen, daß Sie da in einer guten Schule gewesen sind. Indes — das Anfängertum blüht noch hier und da durch —“

Nun begab sich Frau Adolfs in Front und lächelte: „Das ist erklärlich! Einmal muß der Mensch doch irgendwo anfangen —!“

Zürnend wandte sich der Gewaltige seiner Gattin zu. „Irgendwo? Sind wir hier irgendwo? Bitte —!“

Und zu Sendrezki: „Ich begreife immer noch nicht, warum Simon Ihnen nicht zunächst ein Engagement in Breslau besorgte! Das wäre für ihn doch eine Kleinigkeit gewesen! Warum schickte er Sie zu mir, wo doch die Gefahr der Ablehnung Ihres Ansuchens sehr nahe lag —“

Der junge Künstler lächelte.

Und Frau Wilhelmine gewann erneut den Eindruck, daß dieses Lächeln einfach bestridend war.

„Herr Simon glaubte fest an meine Begabung! Er sagte zu mir: Sie sind reif für Berlin! Versuchen Sie Ihr Glück bei Herrn Direktor Adolfs! Er ist ein großzügiger Entdecker junger Talente —“

Tiefe Stille folgte diesen Worten.

Der Direktor atmete tief und befriedigt auf.

Teufel noch eins! Man war Speichelleckerei gewohnt, aber das schlichte, natürliche Kompliment von den Lippen dieses begabten jungen Mannes tat wohl. Und schließlich handelte es sich ja auch nur um die Wiedergabe von Worten eines alten gewiegten Agenten!

Adolfs drückte unwillkürlich die Brust heraus und schob die rechte Hand zwischen die Knöpfe seines schweren Mantels.

Beinahe Napoleonpose!

„Ich — ich — werde Sie vielleicht engagieren! Aber vor dem ersten November wird es kaum möglich sein, denn für Oktober ist alles besetzt!“

Er wandte sich zum Sekretär: „Wie lauten die Nachrichten aus Brüssel?“ Der neigte das Haupt.

„Es scheint mit der Santella-Truppe nichts zu werden. Das Telegramm von gestern, das unser Vertrauensmann uns schickte, und das von wahrscheinlicher Typhuserkrankung des Mister Santella berichtete, wurde bis jetzt noch nicht widerrufen. Bis morgen muß die Entscheidung fallen, denn ohne Santella selbst kann die Truppe nicht auftreten.“

„Aber — da wäre doch Gelegenheit —“ fiel Frau Adolfs ein.

Der Direktor hob abwehrend die Hand.

„Nicht so voreilig, meine Liebe. Herr Sendrezki, kommen Sie bitte auf mein Zimmer, wir werden das weitere besprechen!“

Während er sich hoheitsvoll dem Ausgang zuwandte, hörte er hinter sich die Stimme seiner Frau.

„Morgen ist Ihr Geburtstag, Herr Sendrezki! Wir haben ohnedies Besuch zum Kaffee nachmittags. Darf ich Sie bitten, unser Gast zu sein?“

Adolfs murmelte „Verdammte Weiber!“ vor sich hin, nahm aber von der Sache weiter keine Notiz.

Es war gefährlich, gegen solche philanthropischen Anwandlungen seines Ehegones zu rebellieren.

Frau Wilhelmine konnte dann sehr unangenehm werden.

Und im Bureau widelte sich die Sache glatter ab, als Fritz sich hatte räumen lassen.

Das Gehalt reichte aus, um dem jungen Künstler gut über den Monat hinwegzuhelfen. Offen blieb nur die Frage, ob der Antrittstermin der erste Oktober oder erste November sein würde.

„Unter welchem Namen wollen Sie auftreten?“ fragte Adolfs, nachdem die Unterschriften vollzogen waren.

„Fritz, das Verwandlungswunder!“

Der Direktor nickte.

„Na — ja! Wer hat Ihnen hierzu geraten?“

„Herr Simon!“

Als der Jüngling sich verabschieden wollte, hielt ihn Adolfs durch eine Handbewegung noch zurück.

„Meine Frau hat Sie für morgen eingeladen —“

„Ja — Herr Direktor, Ihre Frau Gemahlin hatte die Liebenswürdigeit. Hoffentlich falle ich Ihnen nicht lästig!“

Adolfs lachte jovial.

„Gott! Sonntags haben wir immer das ganze Haus voll! Da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an. Das Geschäft bringt es mit sich, daß man Wert auf einen großen Bekanntenkreis legt. Übrigens würde es mich freuen, wenn Sie einige Noten mitbringen. Singen Sie doch das eine hübsche Lied da aus dem — dem — Mittelalter. Ich weiß nicht mehr genau den Text —“

Sendrezki verneigte sich höflich.

„Ich bin im Bilde, Herr Direktor! Gerne werde ich Ihrem Wunsche nachkommen!“

Dann ging er.

Adolfs warf nachdenklich seine Zigarette in den Aschenbecher und nahm den Kontrakt vom Tisch.

Eigentlich wollte er fünfzig Mark weniger zahlen im Monat.

Im letzten Augenblick hatte es ihm einen Ruck in die Hand gegeben und er rundete die Summe nach oben ab.

Er war doch ein Esel! Warum ließ er sich von diesem jungen Menschen einwickeln?

Der hatte so etwas Liebenswertig-Bestridendes an sich, daß man darüber für kurze Zeit das rein Kaufmännische vergaß.

Der Sekretär trat ein.

„Soll ich noch einmal nach Brüssel telegraphieren, Herr Direktor?“

Der schloß langsam den Kontrakt fort und überlegte.

„Die Speesen können wir sparen. Wir sind ja gedeckt, falls die Santella-Truppe nicht kommt. Warten wir also noch ab!“ (Fortf. folgt.)

Nie war die Menschheit Gott so nah, wie heute.

Es ist nicht wahr, daß unser Glaube wankt,
Seit wir in Himmelsräume uns erheben,
Den Wirbel ewig neuer Tat erleben
Und sich an jeden Tag ein Wunder tankt.
Noch füllt des Glaubens Kern das Tun und Handeln,
Die Form allein kann strebend sich verwandeln.

Wir beten nicht mehr nach der Alten Sinn,
Das Haupt gebeugt in tiefen Zweifelsqualen.
Die Nacht versank. In heiter hellen Strahlen
Zieht stolz der neue Mensch die Straße hin.
Und fühlt noch mehr, als je ihm ward gegeben,
Das Göttliche in sich und seinem Leben.

Die stumme Ehrfurcht vor der höchsten Macht,
Die uns zu solchen Wissensquellen leitet,
So viele hohe Wunder uns bereitet,
Wirkt, neu gestaltend, in der Seele Schacht.
Wer denkt und sieht, wird nie des Zweifels Beute.
Nie war die Menschheit Gott so nah, wie heute. M. A.

Erlebnisse mit Isafold.

Von Editha Kühn.

Von Bauern und Kindern.

Wir besuchten einen der alten isländischen Bauernhöfe, in denen jeder Raum ein besonderes, aus Steinen und Grasjoden erbautes Giebelhaus ist. Das Gras auf den Giebelböden, die aneinanderstoßen, wächst üppiger als auf der Hauswiese des Bauern. Und es soll vorkommen, daß die Schafe da oben weiden.

Wir gehen zwischen Steinmauern durch Wiese und Kartoffelacker zum Hof. Unser Chauffeur sucht den Bauern. Der fordert uns auf, einzutreten. In der Milchammer bereitet die Bäuerin den Skor, das Nationalgericht der Isländer, aus Kuh- oder Schafmilch, ähnlich dem Voghurt.

Überall ist es sehr sauber, auch in der Wohn- und Schlafstube, die Badstofa heißt. Dort sitzen mehrere alte Frauen mit Hängeöpfen auf dem Betttrand, spinnen und stricken. Die Betten längs der Wände dienen sogar während der Mahlzeiten als Sitzgelegenheiten. Alle alten Weiblein, wohl die Großmütter und Großtanten, schütteln uns freundlich die Hand. Der Bauer wird es mit so viel Weiblichkeit nicht leicht haben! Da aber in Island alle Familienmitglieder außerordentlich freundlich und verträglich zueinander sind, wird unser Bauer wohl auch mit den Seinen auskommen!

Da die Badstofa die Pflegestätte von Islands Intelligenz sein soll, sahen wir sie uns etwas näher an. Sie hatte ein großes Fenster in der vorderen Giebelwand. Aber dem Tisch hing eine Petroleumlampe. Bei ihrem Schein lieft der Bauer in den langen Winternächten aus den Sagas vor, während die Frauen arbeiten und die Kinder spielen. Hier unterrichtet ein Wanderlehrer oder die Bäuerin selbst die Kinder. Hier erzählen sie sich Geschichten von Spuk, Träumen und Geistererscheinungen, die ihnen die Furcht vor der Dunkelheit in dem einsamen Lande eingibt. Aber schon am Tage ist es finster genug in den engen Gängen, in denen man von einem Raum in den andern tappt.

„Alles ist eitel“ selbst auf dem entlegenen isländischen Bauernhof. Als ich unsere Gastfreunde im Hausgarten photographieren wollte, löste die eine würdige Alte sich ihre grauen Hängeöpfchen auf. Sie fand sich schöner so. In ihrer Nationaltracht hätte sie entschieden besser ausgesehen. Aber die scheinen die Isländerinnen nur bei feierlichen Gelegenheiten anzuziehen. In Reykjavik hatten wir viele Frauen in den weiten, langen Röcken, der enganliegenden schwarzen Jade und dem Umschlagetuch gesehen. Manche trugen auch seidene Schürzen und große Schleifen mit goldenen Broschen und kostbaren Gürteln. Kleidsam ist die „Hufa“, ein rundes, schwarzes Häubchen, an dem eine lange Troddel mit silberner oder goldener Spule herabhängt. Bei dem Ball, den die „Berlin“ den Reykjavikern zu Ehren an Bord gab, hatten wir neben ganz modernen isländischen Bubentöpfen auch bei schönen, blonden Frauen den „Falbur“ bewundern können, einen hohen Linnenhelm mit weißem Schleier und Stirnreif. Mieder und Rockschub waren mit Goldsilber bestickt. Wie Märchenprinzessinnen sahen die jungen Mädchen aus, die einen ärmellosen Samtmantel trugen, dessen Ränder mit weißem Schwannensaum besetzt waren.

Ich wollte gern das Bauernkind, das rotbäckig und rundköpfig wie ein Borsdorfer Apfelschen war, auf mein Bild bringen. Und da die Isländer manches verstehen, was man deutsch sagt, fragte ich: „Wo ist das Kind?“

Nach einer Debatte der Weiber untereinander, führten sie mich in den Schafstall. Das kleine Mädchen war nicht darin, wohl aber ein paar junge „Kinder“, wie im Isländischen die Schafe heißen. Sprachunterricht durch Anschauung!

Fremde Siedler an heißen Quellen.

„Stoppa!“ riefen wir dem Chauffeur zu, als wir vielleicht 60 Kilometer südöstlich von Reykjavik, in einer sonst unwirtlichen Gegend an einem kleinen Haus mit einer Fahnenstange und einem grünen Garten an einer dampfenden Schlucht vorüberfahren.

Das Auto hielt vor dem Häuschen, das ganz aus Steinen und Grasstücken erbaut war, aber ein verhältnismäßig großes Fenster mit weißen Gardinen hatte. Ein stattlicher Mann trat uns entgegen. „Guten Tag“, sagte er. „Treten Sie ein.“

Der Siedler führte uns in das Haus, wo seine junge Frau in einer winsigen Küche hantierte. Auch sie bearbeitete uns deutsch.

„Ich bin Kurländerin“, erklärte sie, als sie unsere Überraschung sah. „Und mein Mann ist aus Jütland.“

Der Siedler nötigte uns in die einzige kleine Stube, in der, wie in der isländischen Badstofa, auch die Betten

standen. Draußen wehte ein kalter Wind. Hier aber war es behaglich warm. Der Mann zeigte auf die Zentralheizung. „Die haben wir von der heißen Quelle hierher geleitet.“

„Das Haus haben wir auch ganz allein gebaut“, sagte die junge Frau.

Wir sahen uns um. Das Zimmer war mit Holzbrettern verkleidet und mit Tapete dekoriert. Es war gemütlich.

Das unwirtliche Land hatten sie urbar gemacht, gedüngt, mit Mauern umgeben, bewässert und mit Blumen und Gemüsen bepflanzt. Der Siedler zeigte uns voll Stolz, was er und seine Frau geschaffen.

„Das ist erst ein Anfang“, meinte er. „Ich bin Kulturstudent. Die heiße Quelle und das Land rund herum habe ich vom Staat auf Lebenszeit gepachtet. Ich habe all mein Geld hineingesteckt. Aber ich denke, es wird wieder herauskommen, wenn die Gärtnerei so weit ist, daß ich Reykjavik mit Gemüse versorgen kann.“

„Ist denn Ihr Grundstück nicht zu weit von der Stadt entfernt? Wie wollen Sie denn Ihre Gemüse hinbefördern?“

„Zweimal wöchentlich kommt ein Lastauto vorbei, das auch Personen mitnehmen kann.“

„Dann sind Sie wenigstens in dieser Einöde nicht gar so einsam.“

„Nein, wir können in die Stadt fahren zu Einkäufen. Aber wir lieben die Einsamkeit. Wir sind glücklich hier.“

„Wir möchten nirgends anders wohnen“, sagte der Mann fast schwärmerisch. „Wir wollen den Isländern zeigen, was man mit Energie und Ausdauer aus dem fargen Boden mit Hilfe der heißen Quellen machen kann. Es ist ja auch so schön hier!“ Und er schaute auf die Bergkette, die in der Ferne blaute und auf die Felsenhöhe, an die sich sein Besitz lehnte.

„Wollen Sie denn immer hier bleiben?“

„Hier wollen wir bleiben. Dort oben wollen wir begraben sein“, und er zeigte auf den Felsen über der dampfenden Schlucht.

In der Schlucht quollen an verschiedenen Stellen heiße Quellen aus der Erde. Das Wasser war Blasen auf, als wenn es kochte. Der heiße Erdboden am Quell wurde gerade als Backofen benutzt. Die Frau hatte den Teig in Tücher eingewickelt und grub ihn in den Boden ein, um ihn nach ein paar Stunden fertig gebaden wieder herauszugraben. An einer anderen Stelle kochte ein junges Mädchen in roter Bastenmütze auf dem brodelnden Wasser ihren Morgenbrannt.

„Unser Sommergast“, stellte sie der Siedler vor. Sie wohnte schon wochenlang mit einer Freundin in einem Zelt, in dem es wegen der Nähe des heißen Quells auch bei Regen und Wind auszuhalten war.

Solche isländischen Ferien am Busen der Natur genossen in einem anderen Zelt zwei Reykjaviker Schüler. Der Wind wehte gerade den Eingang ihrer Behausung auf. Da sahen wir auf dem Lager einen blonden Langschläfer von vielleicht vierzehn Jahren. Ein anderer Junge stand davor in langen Leinwandhosen, die bis zur Brust heraufreichten, wie man sie auch bei norwegischen Kindern sieht. Eine Rabe rief sich schnurrend an des Jungen Beinen. Ein Knall!

Ich hätte gern gehört, ob die Reykjaviker Gommanasten wirklich so viele Sprachen lernen, wie man ihnen nachsagt, nämlich außer Isländisch und Dänisch noch Latein, Deutsch, Englisch und Französisch. Aber Deutsch verstand dieser Jüngling jedenfalls nicht, wie ich feststellte.

Deutsche Frauen bei Isafold.

Islands politischer Freiheitskampf fand 1818 eine glückliche Lösung. Deutschlands Leid wurde Islands Freund. Als nämlich Dänemark Schleswig zurückforderte, mußte es auch Islands Freiheitsforderungen erfüllen. Die Insel am Polarkreis wurde ein freier Staat in Personalunion mit Dänemark. Nicht nur seitdem haben die Isländer Sympathie und Interesse für Deutschland. Sie führen in ihrem Theater deutsche Dramen auf. Sie verehren Goethe, Schiller und Heine. Und wenn sie recht fröhlich sind, singen sie wie wir: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“

Im Lesesaal ihrer Bibliothek in Reykjavik sah ich viele deutsche Werke. Ihre Professoren halten Vorträge in deutscher Sprache. Auch unserem Dampfer „Berlin“ wurden deutsche Vorträge über Islands Kultur und Geschichte zu teil.

Ich lernte drei deutsche Frauen in Island kennen. Der stattlichen Frau des Münchener Braumeisters, der an der Reykjaviker Brauerei das dünne Bier brauen muß, gefiel es trotzdem gut in Island.

„Mein Mann hat den Vertrag erneuert. Wir bleiben noch ein paar Jahre. Und wenn ein deutscher Dampfer kommt, dann trinken wir an Bord mal wieder ein gutes Glas Bier.“

Dann machte ich die Bekanntschaft einer blonden Frau

aus Mecklenburg. Sie fuhr ihren Kinderwagen, in dem ein blondes, blauäugiges Kind lag, daneben ging ein ebenso blonder Junge und eine liebevoll kleine Gurl. Die Dame war acht Jahre mit einem Isländer verheiratet. Wenn man ihre Kinder sah, konnte man verstehen, daß sie in Island glücklich war.

Dann sah ich eine junge deutsche Gärtnerin, die erst kürzlich in Island importiert war. Bei dem Bordfest auf der „Berkin“ war sie eine der Lustigsten. Als aber die Motorboote unseres Dampfers nach Mitternacht, als sich Morgen- und Abendröte trafen, die isländischen Gäste heimbringen sollten, da wurde es der kleinen Gärtnerin noch schwerer als den übrigen Gästen, das gastfreie deutsche Schiff zu verlassen. Högernd stieg sie die Treppe hinab. Als sie dann im Boot saß, mitten unter den Isländerinnen in ihrer Nationaltracht, hielt sie den kurzgeschnittenen Bübentopf tief gesenkt. Den Fahrgästen, die von der Keeling den Scheidenden zuwinkten, fiel dieses Bild des Sammers und des Heimwehs auf.

Oder hatte es der kleinen Gärtnerin mit ihrem ledigen Jungenloos einer von den deutschen Männern an Bord besonders angetan, daß ihr die Rückkehr in die neue Heimat so schwer wurde?

Diplomatie der Ehe.

Von Wilhelm v. Sebra.

Da ist keine absonderliche Frau, weder im Guten noch im Bösen. Da ist eine Frau, wie Frauen eben sind. Da ist klug, wie Frauen eben klug sind. Da lügt, wie Frauen eben lügen. Zu lügen macht ihr keine Freude wie den schlechten Frauen, erregt in ihr auch keinen Abscheu wie in den unbedingt wahrhaftigen, niemals lügenden Unnormtäten des weiblichen Geschlechts. Ob sie eine Lüge oder die Wahrheit sagt, ist ihr nicht eine prinzipielle, sondern eine rein praktische Frage, die von Fall zu Fall beantwortet wird, einmal so und einmal anders.

Richard, das Gatte, ist kein absonderlicher Mann, weder im Guten noch im Bösen. Richard ist ein Mann, wie Männer eben sind. Richard kennt die Frauen, wie Männer eben Frauen kennen. Richard durchschaut die Frauen, wie Männer eben Frauen zu durchschauen glauben.

Da und Richard sind meine Freunde. Ich habe Stunden, Tage, Wochen, Monate bei ihnen verbracht. Ich hörte, was alles Da sagte, Wahrheiten und Lügen, bunt durcheinander gemischt, ich sah, was alles Richard glaubte, Wahrheiten und Lügen, bunt durcheinander gemischt, und, daß er manchmal auch nicht glaubte. Dann sagt er: „Da, du lügst.“ Worauf Da in Ruhe erwidert: „Ja.“ Worauf Richard, befriedigt, feststellt: „Ich merke es immer, wenn Da lügt.“ Dies habe ich nicht ein dutendmal, nein, zwölf dutendmal erlebt.

Eines Tages erzählte Da und sprach, da jeder Anlaß zur Lüge fehle, die reinste Wahrheit, die reinste Wahrheit von A bis Z. Als sie geendet hatte, sagte Richard: „Da, du lügst.“ Worauf Da in Ruhe erwiderte: „Ja.“ Worauf Richard befriedigt feststellte: „Ich merke es immer, wenn Da lügt.“

Ich kannte, da ich sie miterlebt hatte, die von Da erzählte Geschichte. Ich wußte, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte. Ich wunderte mich, als sie zugab, gelogen zu haben. Ich wunderte mich ganz still für mich und schwie. Man soll sich nicht in die Ehe der anderen mischen. Man soll nicht glauben, die verschlungenen Pfade weiblicher Planmäßigkeit überblicken zu können.

Doch konnte ich mich, als ich nachher mit Da allein war, nicht enthalten, zu fragen: „Warum sagten Sie, daß Sie gelogen haben? Es war doch alles wirklich so, genau so, wie Sie es geschildert haben.“

Da erwiderte: „Sie sind doch ebenso dumm wie die anderen Männer. Hätte ich vielleicht Nein sagen sollen? Hätte ich Richard zeigen sollen, daß er es nicht merkt, ob ich die Wahrheit oder Lügen sage? Es ist doch nicht das Ziel der Frau, die Männer aufzuklären. Sie muß den Mann im Dünkel der Unfehlbarkeit belassen. Und Richard im besonderen muß ich im Glauben lassen, daß er mich durchschaut.“

Parabel vom falschen Hasen.

Von Heinz Scharf.

Aber die Rennbahn von Wimbledon zieht der falsche Hase. Die Windhunde jagen hinterher, schnellen mit ihren gestreckten Leibern gleich liegenden Fischen dahin, die Beine wirbeln unter ihren Körpern wie rasende Trommelschlägel. Die langen, schmalen Nasen der Tiere, lufthungrig und

beutegierig verzogen, sagen ihnen nicht, daß der bewegliche Anreiz, dem sie unter Einsatz aller ihrer Kräfte folgen, eine Täuschung ist. Ihr Instinkt verlagert vollständig. Sie wissen nicht, daß das, was sich hier bewegt, ohne jedes Leben ist, eine Zielvorspiegelung aus Lug und Trug, blutloses, leeres, angefrischenes Zeug, das sie äßt. Sie geben den letzten Atem her für einen plumpen Schwindel, dem sie bei jeder neuen Runde leuchtend immer wieder unterliegen.

Manchmal freilich stoppt einer plötzlich, springt mit einem Satz aus der Bahn, als käme er jäh zur Besinnung, daß er auf falscher Fährte ist. Er legt sich mit zitternden Flanken auf die begraste Innenfläche des Stadions und verschnauft. Kurz bellt er den andern noch nach, als wollte er sagen: „Ihr Idioten, es ist doch ein falscher Hase, hinter dem ihr her seid, laßt euch nicht länger an der Nase herumführen!“ Aber verblendet schießen die anderen weiter, eine tolle Meute, die sich gegenseitig anfaßelnd und vorwärts-treibend auf der ewigen Hehiagd: dem andern den Rang abzulaufen.

Und immer, wenn ich so ein Windhunderennen sehe, ob in White City, in Haringay oder Clapton, muß ich einer gewissen verblendeten Männerwelt gedenken, die hinter einer koketten Frau herjagt, einer hohlen, seelenlosen Puppe, an deren Wesen nichts echt ist als die äußere faszinierende Aufmachung, die aber so vollendet zu bluffen versteht, daß alle an ihr zu sehen verneinen, was gar nicht da ist: ein echtes Weib! Während nur eine falsche Häsinn vor ihnen herzieht und sich lustig macht über den Wettlauf der verliebten Narren.

Und ich freue mich über jeden, der das rechtzeitig erkennt und das Rennen aufgibt, das sich die andern blutigen Schweiß kosten lassen.

Ein ungekrönter Sieger, blüht er ihnen lächelnd nach, seinen besten Gewinn darin sehend, kampfflos den Rivalen das Feld zu überlassen.

Frauen-Zeitung

Das „gewisse Etwas“ — worin besteht es? Dichter und Liebende haben viel von jenem „gewissen Etwas“ geschwärmt, von dem besonderen Zauber, den manche Frauen ausstrahlen und den der Franzose mit „Charme“ bezeichnet. Schon die Psychologen des Rokoko haben sich bemüht, für diesen geheimnisvollen Reiz eine Definition zu finden, und denselben Versuch macht nun ein bekannter englischer Psychologe, Professor Fraser-Harris. „Der Scharm ist an der Frau, was die Blume für den Wein und was der Duft für die Blume bedeutet“, schreibt er. „Es gibt Blumen, ausgezeichnet durch ihre Form und Farbe, aber ohne Duft. So sind schöne Frauen ohne Scharm. Es gibt aber andere Blumen, bescheiden in ihrem Aussehen, die durch die Süße ihres Geruchs größeres Entzücken hervorrufen als die prächtigste Züchtung; sie regen in uns Gefühle von unennbarem Glüd aus, gerade so wie manche Frau, deren Erscheinung den Gesetzen der Schönheit keineswegs entspricht. Der Künstler schwärmt von einer solchen Blume, der Botaniker aber zerschneidet sie und untersucht sie, um ihren Geheimnissen auf die Spur zu kommen. So kann sich auch der Gelehrte nicht mit der ungewissen Bezeichnung eines Zaubers oder Reizes begnügen. Er forscht weiter und findet, daß weiblicher Scharm ohne Verstand und Mitgefühl nicht möglich ist. Diese Eigenschaften werden durch Schönheit außerordentlich unterstützt. Es ist für eine schöne Frau sehr viel leichter, Scharm zu haben, als für eine häßliche. Aber aller Glanz der schönen Helena würde einer Frau nicht das „gewisse Etwas“ verleihen, wenn der mitfühlende Verstand fehlte. Weiblicher Scharm ist Schönheit des Charakters und des Benehmens, beruhend auf einem verstehenden Mitempfinden. Dieser Scharm kann nicht erworben werden; er ist angeboren und enthüllt sich schon in der Jugend. Er kann nicht gelehrt werden; er ist da oder nicht da, wie der Sang der Vögel, wie der Geruch, der an einem Sommermorgen von frisch gemähten Wiesen aufsteigt. Eine solche Frau wird niemals selbstfüchtig sein; sie ist ein für andere fühlendes Wesen, dessen Wärme und Hingebung uns wohlthun umschmeichelt. Eine Puppe kann hübsch sein, eine Statue formvollendet, aber Scharm geht nur vom Lebendigen aus. Scharm ist eine der zartesten Blüten, die aus dem Unbewußten der Weiblichkeit erblüht; es ist eine geistige Lebendigkeit mit Zartheit des Charakters verknüpft. Scharm wirkt auf die Menschen wie der Magnet auf den Stahl, er zieht sie an, bevor sie sich noch über diese Anziehungskraft klar geworden sind; er schafft eine Atmosphäre der Anmut und der seelischen Schönheit, die die ganze Persönlichkeit umgibt.“